

Jonas GRETHLEIN – Antonios RENGAKOS (Hgg.), Griechische Literaturgeschichte. Traditionen, Probleme und Konzepte. Berlin/Boston: De Gruyter 2017, 312 S.

Methodologische Reflexionen werden in der Klassischen Philologie oft mit einem Lamento über das Fehlen ebensolcher eingeleitet, womit man sich und dem eigenen Tun dann gerne eine Pionierrolle zuzuschreiben sucht. So auch im Vorwort des hier zu besprechenden Sammelbandes (S. 7): „Geschichten der griechischen Literatur gehören zum Handwerkszeug des Altertumswissenschaftlers. [...] Während aber andere Disziplinen wie die Germanistik ausgiebig über die Formen und Funktionen der Literaturgeschichte diskutiert haben, findet man in der Klassischen Philologie kaum vergleichbare Überlegungen.“ Das mag in dem vorliegenden Fall in der Tat stimmen. Gleichwohl sollte nicht vergessen werden, dass sich die Klassische Philologie in den vergangenen Jahrzehnten – ganz allgemein gesprochen – in zahlreicher Hinsicht mehrfach erneuert, gewandelt, geöffnet hat (und zwar nicht nur im Bereich der Forschung, sondern ebenso in der Lehre, sowohl an den Universitäten als auch [soweit noch vorhanden] an den Schulen). Kurzum: Es braucht keine Rechtfertigung für ein Buch mit dem Titel *Griechische Literaturgeschichte. Traditionen, Probleme und Konzepte* – es muss aber auch klar gesagt sein, dass es sich bei diesem Band nicht so sehr um ein einheitlich konzipiertes und systematisches Kompendium o.dgl. handelt, sondern im Kern um eine Festschrift zum 60. Geburtstag von Bernhard Zimmermann, Ordinarius für Gräzistik an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und Herausgeber des neuen *Handbuchs der griechischen Literatur der Antike*. Vierzehn teils auf Deutsch, teils auf Englisch verfasste Beiträge sind in dem Band versammelt, wobei in einem ersten Hauptteil „Moderne Probleme und Konzepte“, in einem zweiten „Antike Traditionen“ im Mittelpunkt stehen. Außerdem gehen gemäß Vorwort (a.a.O.) zehn Beiträge auf ursprüngliche Vorträge zurück, die an einem Kolloquium im Oktober 2015 in Freiburg gehalten wurden (neu dazugekommen sind: Montanari, Kim, Vergados, Whitmarsh). Diese mündliche Herkunft merkt man einigen wenigen Texten noch an; hier wurden offenbar um Fußnoten ergänzte Vortragsskripte zur Veröffentlichung akzeptiert. Abgeschlossen wird der Band von drei Registern (Namensregister: S. 299-303; Sachregister: S. 304-305; Stellenregister: S. 306-312), die eine Orientierung über allfällige inhaltliche Querbezüge zwischen einzelnen Beiträgen bequem möglich machen.

Der den Band eröffnende Beitrag des Mitherausgebers **Jonas Grethlein** (G.) ist zwar nicht als „Introduction“ o.ä. betitelt, hat allerdings einführenden Charakter. In „**Literary History! The Case of Ancient Greek Literature**“ (S. 11-29)

wird zuerst konstatiert, dass die Gattung der Literaturgeschichtsschreibung (im Folgenden der Einfachheit halber von mir abgekürzt: LGS) ein Erzeugnis des 19. Jhs. sei, die vom Geiste des Historismus geprägt wurde und als ‚Nebenprodukt‘ der aufkeimenden Idee von Nationalliteraturen im Zuge der damals erfolgten Emanzipation individueller Nationalstaaten gesehen werden müsse. Darauf werden Beispiele von (impliziter und expliziter) Kritik und Überwindungsversuchen angeführt – dazu zählt G. u.a. auch „the current flood of Companions“, worin er ein Zeichen für „scepticism about historical development“ vermutet (S. 13). Die Gründe für die Companion-Schwemme der vergangenen Jahre sind freilich um ein Vielfaches komplexer; dazu zählen m.E. etwa der massive Publikationsdruck (verbunden mit dem immer häufiger erhobenen Anspruch, sowohl wissenschaftlich als auch allgemeinverständlich zu schreiben), der unerbittliche Wettbewerb unter den Verlagen, die gestiegene Notwendigkeit leicht verdaulicher Wissensportionierung zuhanden unserer Studentinnen und Studenten, usw.; dagegen spielen wissenschaftsparadigmatische Umbruchsversuche, wie von G. behauptet, gewiss nur eine marginale Rolle. In einem zweiten Teil bietet G. sodann einige Überlegungen zur Frage, mit welchen spezifischen Fragen und Problemen die gräzistische LGS konfrontiert ist. Ein wichtiger Aspekt ist dabei u.a., wie zu Recht betont wird, der performative bzw. institutionsgebundene Charakter der griechischen (und ganz besonders der vorhellenistischen) Literatur, der an die Gräzistik andere, spezifischere Herausforderungen stellt als an die Geschichtsschreibung neuzeitlicher (National-)Literaturen. Als Beispiel für eine gelungene Umsetzung dieser Anforderungen wird Martin Hoses *Kleine griechische Literaturgeschichte* (1999) genannt. In der Summe ist dieser einleitende Beitrag trotz einiger anregender Gedanken eher enttäuschend; nach Abstrich des Name- und Begriffsdroppings bleibt nicht allzu viel Substantielles übrig. Außerdem sind die fünf letzten Seiten nicht mehr dem Thema gewidmet, sondern bieten lediglich eine Inhaltszusammenfassung der Beiträge in dem Band (die man leserfreundlicher als separate Abstracts hätte auslagern können).

Auch der Beitrag von **Tim Whitmarsh** (W.), „**Quantum Classics. Literature, Historicism, Untimeliness, Uncertainty**“ (S. 30-45), geht von der Beobachtung aus, dass die LGS aus dem Geiste des Historismus erwachsen und in diesem Kontext zu verstehen (bzw. aus diesem Kontext heraus zu dekonstruieren) sei. Anhand dreier Probebohrungen wird die Problematik des aus einem text-kontext-orientierten, historistisch geprägten Interpretationsansatz erwachsenden hermeneutischen Zirkels aufzuzeigen versucht. Hält die unter dem Begriff der *two voices theory* bekannte Hypothese Adam Parrys (1963)¹ von der *Aeneis* als einem unter

¹ Unverständlicherweise nennt W. weder die *two voices theory* beim Namen, noch weist er auf die Arbeit von Parry (1963) hin, noch nennt er die Greuel des Vietnamkrieges als Hin-

der pro-augusteischen Oberfläche regimekritischen Anti-Augustus-Epos einer historistischen Überprüfung stand? Ein witziges und instruktives außerliterarisches Zeugnis – eine zweideutige pentametrische Wandinschrift mit dem Wortlaut *Caesaris Augusti femina mater erat* (CIL 4,6893) – mag als Hinweis darauf dienen, dass subversive Kaiserkritik unter dem Prinzipat des Augustus tatsächlich einen Sitz im Leben hatte; doch W. fragt zu Recht (S. 36-37): „does this in fact prove anything? Could we not equally well dismiss a cheeky pentameter carved on a wall as entirely dissimilar in kind to the lengthy, high-cultural, public hexameters [...] which, if they are indeed ‘subversive’, are so in a much more rarified and allusive way?“ Das zweite Beispiel widmet sich der alten Streitfrage nach der Berechtigung einer *interprétation politique* der attischen Tragödie, die sich aus dem inhärent öffentlichen und politischen institutionellen Rahmen fast zwingend ergibt, jedoch bei jeder konkreten interpretativen Anwendung auf das eine oder andere Drama zu schier unüberwindlichen Schwierigkeiten führt und endlich meist in der Aporie endet. Das dritte Beispiel ist, wie W. selbstironisch anmerkt, „an old battle scar of my own“ (S. 38): Die Zweite Sophistik, über die der Autor in einer vor wenigen Jahren erschienenen Monographie die *damnatio memoriae* verhängen wollte (Whitmarsh 2013). W. spricht sich hier gegen die Auffassung der Zweiten Sophistik als einer (abgrenzbaren) Epoche aus, weil dadurch eine Hierarchisierung der Texte jener ‚Periode‘ in (mehr oder weniger) zugehörig (bzw. nicht-zugehörig) insinuiert werde: „the Second Sophistic becomes a means of organising ancient material in terms of what is culturally central and what is not“ (S. 39). Diese Periodisierung und Hierarchisierung finde, so W., bereits implizit statt, wenn wissenschaftliche Arbeiten nach dem Schema ‚xy in the Second Sophistic‘ betitelt würden.² Neckischerweise unterläuft jedoch W. selber eine ähnliche (sicherlich ungewollte, aber vielsagende) implizite Hierarchisierung (S. 38-39): Zuerst stellt er nämlich zu Recht fest, dass der Begriff der Zweiten Sophistik als solcher nicht das Problem darstelle, da Begriffe ja austauschbar sind. Am Ende des folgenden Paragraphen wird dann allerdings in einer Klammerbemerkung darauf hingewiesen, dass Philostrat, der Erfinder des Begriffs, den Beginn der Zweiten Sophistik ja bereits im 4. Jh. v. Chr. ansetze, was mit der gängigen Periodisierung (ca. 50-250 n. Chr.) ganz offensichtlich nicht übereinstimmt.³ Damit aber wird Philostrat durch die Hintertür genau zu jener unanfechtbaren Autorität stilisiert, die W. kurz zuvor zwecks Enthierarchisierung vom Thron stürzen wollte; gleichzeitig wird kraft dieser Autorität nun doch wieder vom Begriff (und nicht von der Sache) her gegen die ‚Existenz‘ der Zweiten Sophistik argumentiert.

tergrund für dessen Hypothese beim Namen (stattdessen spricht er nur ominös von „post-1960s liberal angst“ [S. 35]).

² So etwa prominent in Ewen Bowies epochemachendem Aufsatz „Greeks and their Past in the Second Sophistic“ (1970).

³ Ebendiese Passage wird sodann in Kims Beitrag (S. 238-244) ausführlich besprochen (s.u.).

Martin Hose (H.) bietet sodann Überlegungen, wie eine ‚neue‘ gräzistische LGS aussehen könnte: „**Nekrophilie? Zur Literaturgeschichtsschreibung nach dem ‚Tod des Autors‘**“ (S. 46-59) bietet eine Zusammenschau und Weiterentwicklung bereits andernorts veröffentlichter Ideen zur Frage, wie „Literaturgeschichte zu bewältigen [sei]“ (S. 46, Anm. 1); die Antworten basieren in erster Linie natürlich auf H.s eigener Literaturgeschichte (Hose 1999), die einen autor- und epochenzentrierten Ansatz zwar nicht vollständig aufgibt, diesen jedoch zugunsten von Fragen der Performanz und der institutionellen Gebundenheit in den Hintergrund treten lässt. In Anknüpfung an den einführenden Beitrag von Grethlein (s.o.), sieht H. die Problematik traditioneller LGS ebenfalls in deren Affinität zur neuzeitlichen Vorstellung klar abgegrenzter Nationalliteraturen – eine Vorstellung, deren Übertragung auf die Antike selbstverständlich zu massiven Schwierigkeiten führt. In diesem Dunstkreis verortet H. ferner auch die traditionell zentrale Stellung der Autorfigur in der (nationalen) LGS, wobei die beiden Bereiche in eine eigentümliche Opposition zueinander treten (S. 48): „Die Kombination von Nationalgeist und ‚starkem‘ Autor – dem es ‚zu begegnen‘ und dessen Werden es zu beschreiben galt – verlieh der Literaturgeschichtsschreibung im 19. und frühen 20. Jahrhundert eine gleichsam doppelte Teleologie, die natürlich in latenter Spannung stand, da der ‚große‘, geniale Autor im Prinzip keinen Platz in einem mehr oder minder organisch gedachten Entwicklungsgang einer Nationalliteratur finden kann.“ Auf die geraffte Diskussion einiger ausgewählter Beispiele, wie neuere Versuche gräzistischer LGS diesem Problem begegnen – u.a. wird gezeigt, dass Whitmarshs (2004) Versuch einer grundlegenden Erneuerung der griechischen LGS im Grunde doch viel konservativer ausgerichtet ist, als es den Anschein macht, ja dass seine Einteilung gar implizit die längst überwundene Snell’sche Theorie der entwicklungs-teleologischen Geistesgeschichte reproduziert –, bietet H. einen eigenen Vorschlag, wie eine neue Geschichte der griechischen Literatur aussehen könnte, die auf die Autorinstanz gänzlich verzichtet (S. 55-56). Konkret genannt werden vier Parameter bzw. Instanzen, die gemäß H. den Rahmen zur Darstellung der „Ermöglichungszusammenhänge der Literatur“ (S. 55) bilden könnten: a) Produzenten und Rezipienten im weitesten Sinne, b) Trägermedien (Mündlichkeit und Schriftlichkeit), c) Institutionen, d) Gattungen und Formen (basierend auf den Bedingungen und Wandlungen der Institutionen und der Trägermedien). Wie revolutionär eine solche Literaturgeschichte dann – einmal geschrieben – tatsächlich wäre, ist dem Rezensenten allerdings nicht ganz klar: Zum einen muss man einwenden, dass diese Punkte i.d.R. auch in LGS traditioneller Prägung inkludiert sind; die Frage ist nur, wo sie jeweils ‚untergebracht‘ sind und wie sie zueinander ins Verhältnis gesetzt werden. Zum anderen wird mit dem Punkt ‚Produzenten und Rezipienten‘ die Autorinstanz durch die Hintertür ja gleich wieder eingeführt; zu fragen wäre einzig, wie viel Gewicht man dieser

in Relation zu anderen Produktions- bzw. Rezeptionsinstanzen beimessen würde – z.B. wäre dies mit Blick auf das attische Drama bestimmt hochspannend: Als wie wichtig ist der Verfasser einer Tragödie oder einer Komödie einzustufen, wenn wir sämtliche Beteiligten berücksichtigen, die zum Gelingen einer Dramenaufführung sowie zur späteren Überlieferung und Verbreitung beitragen? Auch dies hat die traditionelle LGS längst getan; auch diese Idee ist also nicht grundlegend neu – neu ist (wäre) vielmehr der veränderte Fokus. Ob H. eine griechische Literaturgeschichte dieses Zuschnitts selber zu verfassen gedenkt, oder ob er dies anderen Kolleginnen und Kollegen überlassen möchte: darüber lässt er seine Leserinnen und Leser am Ende des Beitrags im Dunkeln.

Der Beitrag von **Günter Figal** (F.) entfernt sich vom Thema des Bandes ein gutes Stück weg – ich bin versucht, ihn (unter Vorausgriff auf den von Tilg diskutierten Begriff der „fringe novel“ [s.u.]) als „fringe contribution“ zu bezeichnen. Uninteressant ist er deswegen allerdings nicht: Unter dem Titel „**Beteiligter Blick von außen. Die literaturgeschichtliche Bedeutung der Philosophie als Literatur**“ (S. 60-70) wird versucht, Literaturgeschichte als – im weitesten Sinne – Dialog zwischen Philosophie und Literatur zu sehen. Zu diesem Zweck unternimmt der Autor eine kleine *tour de force* von Platons *Sophistes*, wo die Literatur als Schritt hin zur philosophischen Wahrheit fungiert, über Georg Wilhelm Friedrich Hegels Trennung der beiden Bereiche hin zu Friedrich Nietzsches Platon-Lektüre, die ihrerseits die Literarizität der Philosophie hervorhebt. F. konkludiert, dass es sich dabei um „drei Ausprägungen philosophischer Literaturgeschichte“ handle, die „in ihrer Grundfigur [...] überein[stimmen]“, insofern als „sie alle drei von der Geste geschichtlicher Abstandsnahme bestimmt sind“ (S. 66); die Philosophie ist, so F., wie die Dichtung „auch Literatur, zumindest daraufhin angelegt, zur Literatur zu werden; sie findet ihre eigenen Möglichkeiten nicht zuletzt in der Reflexion von Literatur und gehört auch so in den hermeneutischen Raum“ (S. 70).

Der zweite Mitherausgeber, **Antonios Rengakos** (R.), bietet eine Übersicht über „**The Literary Histories of the Hellenistic Age**“ (S. 71-82). Dieser Beitrag präsentiert zwar keine neuen Forschungserkenntnisse, ist jedoch als Synopsis durchaus lesenswert. Wie allgemein bekannt ist, geht der Begriff „hellenistisch“ auf Johann Gustav Droysens *Geschichte des Hellenismus* (1836, 1843) zurück, der damit grob die Jahrhunderte zwischen Alexander dem Großen und dem endgültigen Aufstieg des Römischen Reiches zur Hegemonialmacht im Mittelmeerraum bezeichnete. In seinem Überblick zeigt R. sodann, wie die LGS des späten 19. und des 20. Jhs. den Hellenismusbegriff übernahm und adaptierte; die Begriffsverengung auf die Dichtung des Kallimachos wird hauptsächlich dem Schaffen der beiden Klassischen Philologen Ulrich von Wilamowitz-Moellen-

dorff und Rudolf Pfeiffer zugeschrieben. Danach wird anhand einiger neuerer Entwicklungen gezeigt, wie modernere Ansätze von dieser Verengung wieder wegzukommen suchen; genannt werden u.a. Gutzwillers *Guide to Hellenistic Literature* (2007), in welchem erstmals Aspekte wie die Interaktion von Literatur und Sozialgeschichte, die weitere Bedeutung der ‚Buchkultur‘ und die Rezeption der hellenistischen Literatur in der römischen Zeit (und somit die Kontinuität hin zu Letzterer) systematisch behandelt wurden, sowie der *Companion to Hellenistic Literature* von Clauss/Cuypers (2010), der stärker auf Fragen von Ideologie und Identitätsdiskurs fokussiert: „what previously was an obsession with the historical background is replaced by a meticulous study of ideologies that formed the spirit of Hellenism“; der Companion „highlights the ideological parameters of Hellenistic kingship and gives emphasis to another aspect of Hellenistic literature, namely the interaction between Greek and non-Greek cultures“ (S. 77). Die Schlussfolgerung, dass „literary histories are complex scholarly works“ und dass „Hellenistic literary histories have their own ‘history’ to tell“ (S. 80), ist freilich wenig überraschend, und dass die Zukunft der hellenistischen LGS in einer Erweiterung des Textcorpus und einer stärkeren Anbindung der Literatur an außerliterarische (z.B. ikonographische) Parameter zu sehen sei, erscheint in dieser allgemeinen Form auch nicht gerade revolutionär. Hier hätte man sich von einem ausgewiesenen Experten wie R. eine etwas ausladendere *conclusio* mit spezifischeren und konkreteren Anregungen gewünscht.

Die Sektion „Moderne Probleme und Konzepte“ wird von zwei Aufsätzen beschlossen, die je ein spezifisches Gattungsproblem im Kontext der LGS behandeln. **Stefan Tilg** (T.) widmet sich der Frage nach Sinn und Zweck der Anwendung des Romanbegriffs auf die griechische Literatur: **„Eine Gattung ohne Namen, Theorie und feste Form. Der griechische Roman als literaturgeschichtliche Herausforderung“** (S. 83-101). In diesem stringent aufgebauten und süffig geschriebenen Beitrag wird zuerst dargelegt, dass sich für den antiken Roman – unabhängig von der Frage, wie breit oder eng wir die Gattung fassen wollen – kein antiker Gattungsname, geschweige denn eine antike Gattungstheorie fassen lässt. Die in einigen antiken Liebesromanen (zitiert werden Passagen aus Charitons *Kallirhoe* und Heliodors *Aithiopika*) zu findende Eigenbezeichnung mit dem Wort $\delta\rho\mu\alpha$ wird von T. zu Recht dahingehend interpretiert, dass es sich nicht um einen genuinen Gattungsbegriff, sondern um eine ‚als-ob-Bezeichnung‘, quasi eine Metapher, handelt (S. 87 [Kursiva im Original]): „Chariton, Heliodor und andere antike Romanciers [haben] wohl kaum ernsthaft gemeint, dass ihre Texte Dramen *sind* oder dass sie damit irgendwie einen gattungsmäßigen *Ersatz* für Dramen bieten könnten; sie haben ihr eigenes Erzählen vielmehr mit einer dramatischen Darstellung *verglichen*, um eben die Anschaulichkeit und Spannung [...] ihrer Texte zu betonen

und zu erhöhen.“ Im Anschluss daran tritt T. – auf der Basis eines konzisen Überblicks über das Corpus sowohl der erhaltenen als auch der nur fragmentarisch und/oder indirekt (über Titel, Inhaltsangaben, Zitate usw.) fassbaren altgriechischen Romane (S. 89-94) – für eine möglichst breite Definition des antiken Romanbegriffs ein. Er wendet sich gegen eine Verengung des Begriffs auf den idealisierenden Liebesroman, da die fünf erhaltenen Liebesromane wahrscheinlich eben nicht alleinig repräsentativ für die gesamte Gattung waren; ebenso wird die v.a. von Holzberg (³2006) propagierte und popularisierte Unterteilung in „novels proper“ und „fringe novels“ abgelehnt, da damit eine in der Realität wohl kaum gegebene Stabilität der Gattung, verbunden mit einer engen Gattungsdefinition im ‚Zentrum‘, insinuiert werde. Den Vorschlag, den griechischen Roman möglichst breit und offen als „eine längere fiktionale Erzählung in Prosa“ (S. 96) zu definieren und somit an die ebenso breite und offene Definition des neuzeitlichen Romans anzuknüpfen, halte ich für grundsätzlich richtig und sinnvoll. Nicht abschließend beantwortet ist damit aber die Frage, die von Kritikern unweigerlich aufgeworfen werden wird, nämlich, warum zu diesem Zweck der Romanbegriff notwendig sei und wie ferner damit umzugehen sei, wenn gewisse Charakteristika des neuzeitlichen Romans, die die antiken Romane nicht kennen, ins Spiel gebracht werden (dies gilt verschärft für den deutlich engeren englischen „novel“-Begriff). Kurzum: Warum nicht, basierend auf T.s Definition, auf etwas Unverfänglicheres wie „fiktionale Prosaerzählung“ (oder auf Englisch: „prose fiction“) ausweichen?

Der Beitrag von **Wolfgang Kofler (K.)**, „**Die römische Liebeselegie als Sklavin der (griechischen) Literaturgeschichte. Überlegungen zur Kontingenz von Gattungszuschreibungen**“ (S. 102-118), ist hauptsächlich latinistisch – der Bezug zur griechischen LGS ist eher peripher. Die römische Liebeselegie werde, so K., gemeinhin mit zu vielen und zu konkreten (formalen wie auch und v.a. inhaltlichen) Gattungskriterien zu eng definiert, was zuweilen den Blick auf das Wirkungspotential einzelner Gedichte verstelle bzw. verzerrt (S. 107-108): „[Wir verwenden] für die Bildung unserer Typologie nicht so sehr – wie es eigentlich sein sollte – die Auswertung eines anhand der konkret betroffenen Texte gewonnenen empirischen Befundes, sondern untersuchen – obwohl uns die fraglichen Texte bekannt sind – andere Texte, die – so meinen wir zumindest – auf diesen basieren. Um diese sekundären Texte attraktiver zu machen, konstruieren wir eine Schablone, in die wir dann die ursprünglichen – in unserem Fall die Elegien von Tibull und Propertius – pressen. Wen wundert es, dass es bei dieser eigentlich kolossal zirkulären Vorgangsweise zu Verzerrungen kommt?“ Gleichwohl verwahrt sich der Autor dagegen, in quasi-postmodernistischer Manier „die Gattung der römischen Liebeselegie völlig zu dekonstruieren“; vielmehr möchte er einfach „die bis dato geltenden Gattungs-

grenzen etwas weiter gesteckt“ sehen (S. 109). Der *communis opinio*, dass die römische Liebeselegie eine genuin römische Gattung darstelle, stimmt K. ebenso zu wie der von Hose (1994) vertretene These, dass die auf *POxy.* 3723 fassbaren Überreste einer ‚griechischen Liebeselegie‘ vom römischen Vorbild beeinflusst seien (und nicht umgekehrt). Die These, dass die zu enge Gattungsdefinition die Folge einer „gräkozentrierte[n] Auffassung von Literatur und ihrer Geschichte“ sei (S. 112), scheint mir allerdings doch recht weit hergeholt – bzw., wohl damit der gräzistischen Thematik des Bandes Genüge getan wurde: aufgepfropft. Am Ende seines Beitrags nennt K. selber vier weitere Gründe, die seiner Meinung nach für die Gattungsverengung verantwortlich gewesen seien (S. 113-116), nämlich a) den durch das ‚elegische Wertesystem‘ implizierten (aber nicht zwingend ‚echten‘) Kohärenzcharakter der jeweiligen Elegiensammlungen, b) den Einfluss der Forschung von Gian Biagio Conte, c) die Vermengung von Autor-Ich und lyrischem Ich, die bei der Lektüre von ‚subjektiver‘ Dichtung fast unumgänglich ist, und d) den Einfluss des 1. Buches von Propertius' Elegiensammlung auf die gesamte Gattungsdefinition. Vor dem Hintergrund dieser m.E. überzeugenden Aspekte dürfte der Einfluss einer gräkozentristischen Sicht auf die latinistische LGS bestenfalls marginal gewesen sein.

Rebecca Lämmle (L.) eröffnet die zweite Sektion, welche „Antike Traditionen“ in den Blick nimmt: „**An Klassikern kranken. Christoph Martin Wieland und die tragische Klassik der Griechen**“ (S. 121-152) ist mit 32 Seiten Umfang der längste Beitrag des Bandes und steht thematisch noch mit einem Bein im ersten Hauptteil (bzw. schlägt die Brücke zwischen den beiden Sektionen), da er sich der Kanonisierung (und partiellen Ironisierung) der attischen Tragiker sowohl in der Antike als auch in der Neuzeit widmet. L. zeigt an Beispielen von Aristophanes bis Christoph Martin Wieland, „wie Literaturgeschichte zum Gegenstand der Literatur werden kann, und wie die Literaten selbst, in Auseinandersetzung mit dem literarischen Schaffen anderer und der an diesen wie an ihnen selbst geübten Kritik, die Feder in die Hand nehmen und Literaturgeschichte schreiben“ (S. 121). In einem ersten, der Antike zugewandten Teil (S. 123-134) wird die bis heute nachwirkende Praxis verfolgt, dergemäß „Kanon weniger als eine Selektion von Texten denn als eine Auswahl von Dichterpersönlichkeiten [aufgefasst]“ wird (S. 124), wie sich an der Kanonisierung (und einseitigen Überlieferung) der ‚drei Großen‘ unmissverständlich zeigt, während die sog. *Tragici minores* heute verloren und vergessen sind, obschon das Bild in der Antike – wie L. am Beispiel des zu seiner Zeit (4. Jh. v. Chr.) hochgepriesenen Astydamas aufzeigt, dem (wie neuere Forschungen zeigen) im Dionysostheater sogar eine Statue errichtet wurde – so ganz anders aussah. Lukians humoristische Schilderung einer Epidemie anlässlich der Wiederaufführung von Euripides' *Andromeda* (*Hist. conscr.* 1) als „Allegorie auf post-klassisches

Epigonentum“ (S. 132) leitet sodann über zu einer ausführlichen Diskussion von Wielands Rezeption der klassischen Tragiker in seinen *Geschichten der Abderiten* (1774-1780) (S. 134-147). Wieland – so L.s Ergebnis – „konfrontiert“ im Zuge der „Gräkomanie“ seiner Gegenwart „sein eigenes Schaffen mit dem der griechischen Klassik“ (S. 145), indem er sich selbst als Euripides-Figur stilisiert, während Goethe, der sein (an Euripides angelehntes) Singspiel *Alceste* in jugendlichem Überschwang verrissen hatte, in die Rolle des Aristophanes gedrängt wird. Wielands Abderitenroman zeigt somit in der Summe, so L., wie in den Klassikerdiskursen jener Zeit „die Kanonbildung [der] Gegenwart“ in eine „dialektische Spannung von Literaturgeschichte und Literaturgeschichtsschreibung“ tritt (S. 122); die ironische Überführung kanonischer Figuren der Antike in die Gegenwart dient dazu, die eigene Gegenwart diskursiv zu reflektieren, verfestigt aber gleichzeitig auch die Kanonbildung.

Zwei Beiträge sind der für das Thema dieser Sektion zentralen Frage gewidmet, ob es in der griechischen Antike so etwas wie LGS überhaupt gab und, falls ja, wo und wann diese anzusetzen sei: **Franco Montanari** (M.), „**The Idea of History of Literature. The Beginnings in Ancient Greek Culture**“ (S. 153-169), und **Stephen Halliwell** (H.), „**Was Aristotle a Literary Historian?**“ (S. 189-211).⁴ Beide Autoren heben – was kaum jemanden überraschen dürfte – hervor, dass die Vorstellung von Literaturgeschichte und LGS in Aristoteles' *Poetik* am deutlichsten erkennbar angelegt sei. Entsprechende Ansätze gehen jedoch, so M., schon vor die Zeit des Aristoteles zurück („Aristotle was by no means the first to take an interest in the history of literature“, S. 157), wofür sich eine Reihe von Zeugnissen anführen lässt („a wide array of relevant testimonies“, a.a.O.). Wichtig sind dabei vor allen Dingen die antiken Bemühungen, genealogisch bzw. literaturgeschichtlich ‚vor‘ Homer zu gelangen; zu diesem Zweck wurden gemäß M. Familienstammbäume sowie Lehrer-Schüler-Verhältnisse (re-)konstruiert (a.a.O.): „in order to establish connections and to determine a chronological structuring, two criteria were invoked: family relationships, that is to say a bond based on bloodlink within a family (father-son, brothers), and professional relations, namely a link deriving from teaching activities and the transmission of knowledge (master-pupil, members of a professional fellowship)“ – dazu gehören Vorstellungen wie die, Orpheus und Musaios seien Vorgänger Homers, oder Homer und Hesiod seien Cousins gewesen (*Vita Pseudo-plutarchi* 2). M. zieht daraus den Schluss, dass man – vereinfacht gesagt – den Ursprung der LGS in einer auf Historiographie und Genealogie fußenden Denk-

⁴ Dazwischen eingeschaltet ist der Beitrag von Michael Erler (S. 170-188). Da die Beiträge von Montanari und Halliwell im Kern dieselbe Frage behandeln, diskutiere ich hier beide miteinander. Man darf sich fragen, warum die Herausgeber die beiden Beiträge nicht in direkter Folge angeordnet haben.

weise fassen könne („the history of literature arose as a sort of offshot of historiography, utilizing and transferring the cultural model of genealogy to the history of poetry“, S. 160). Ein Überblick über die LGS nach Aristoteles – konkret: die peripatetische und die alexandrinische ‚Schule‘ (S. 163-168) – beschließt darauf M.s Beitrag. Drei m.E. hauptsächlich wichtige Beobachtungen sind hierbei herauszuheben: Erstens, dass spätestens im 3. Jh. v. Chr. der Begriff *γραμματικός* zu einem *terminus technicus* für einen professionellen Philologen geworden war, der sich mit der Geschichte und Interpretation von Literatur berufsmäßig auseinandersetzte, womit unweigerlich auch eine Professionalisierung von LGS einhergeht; zweitens, dass sich LGS mit und seit Aristarch erstmals nicht mehr bloß mit Autoren der Vergangenheit, sondern auch mit solchen der Gegenwart beschäftigte; und drittens, dass bei den Alexandrinern zum ersten Mal ein Bewusstsein für die Veränderbarkeit eines literarischen Textes erwachsen sei („the growing awareness that a literary text has a history“, S. 166). Mit anderen Worten: Der allgemein bekannte Beginn der Philologie (und Philologiegeschichte) bei den Alexandrinern ist auch, *mutatis mutandis*, der Beginn der LGS im engeren Sinne; das Bewusstsein für die ‚Fluidität‘ eines Textes (um es neumodisch auszudrücken) geht fast automatisch einher mit einem Bewusstsein für die ‚Historisierbarkeit‘ von Literatur.

Während M. Aristoteles als Ausgangs- und Angelpunkt für eine diachrone Betrachtung antiker LGS nimmt, so fokussiert H. synchron auf den ‚großen Meister‘. In diesem philologisch wie auch philosophisch schwer gepanzerten Aufsatz – er ist m.E. der intellektuell anspruchsvollste des ganzen Bandes – hebt H. die Frage nach dem Ursprung der LGS insofern nochmals auf eine Metaebene, als er bereits den Diskurs über deren Möglichkeit und Machbarkeit bei Aristoteles verortet (S. 189): „while the idea of literary history has become the subject of what looks like a distinctively modern dispute [...] it will be the core argument of this paper that, in a sense, it was already a problem for the first major literary theorist of all, Aristotle: a problem, moreover, of his own making.“ H. geht aus von einer ‚ganzheitlichen‘ Lesart der *Poetik*, indem er Aristoteles‘ Darstellung von Ursprung und Entwicklung der dichterischen Gattungen (Kap. 4-5) zu dessen Sicht auf Geschichte und Geschichtsschreibung (Kap. 9 und 23) in Bezug setzt. Als Hauptkriterium zur Beschreibung von Aristoteles‘ Verständnis von Literaturgeschichte und LGS schält H. eine komplexe (da nicht rein ‚biologistisch‘ ausgerichtete) Form von ‚Naturalismus‘ heraus (S. 203-204): „Aristotle’s account of Greek poetry’s development is thoroughly coloured [...] by naturalistic thinking. But we can and should recognise that this is a complicated kind of naturalism which leaves space for a certain amount of interaction [...] between nature and culture. Part of the complication stems from the fact that the concept of nature is employed in *Poetics* 4

with reference both to ‘human nature’ *and*, in a distinct sense, to the ‘nature’ of the poetic genres which humans bring into being [...]. The first of those two senses is a properly biological concept [...], though one which still allows for a great deal of variation [...] in individual psychology, ability, ethical character, and social behaviour. The second sense of ‘nature’, however, as predicated of a poetic genre such as tragedy, depends on the application of naturalistic vocabulary to cultural phenomena which evidently cannot be understood by reference to a purely internal principle of change in accordance with the strict definition of ‘the natural’ in the *Physics* and *Metaphysics*.”

Michael Erler (E.), „Literaturgeschichte entsteht aus Literatur. Warum Platon seine Epen verbrannte“ (S. 170-188). In seinem Kommentar zu *Ilias* 18,392 überliefert Eustathios eine Anekdote, dergemäß Platon ehemals Ependichter gewesen sei, seine Epen jedoch verbrannt habe, weil er sich Homer unterlegen fühlte; darauf wurde er Tragödiendichter, doch dann habe er unter dem Eindruck von Sokrates’ philosophischer Wortgewalt auch von diesem Unterfangen Abstand genommen und sei daraufhin zu dem geworden, als was wir ihn heute kennen. An anderer Stelle (im Kommentar zu *Ilias* 17,265) berichtet Eustathios eine vergleichbare Geschichte über Solon, der früher ebenfalls Ependichter gewesen sei und sodann seine Epen ebenso dem Feuer übergeben habe. Selbige Anekdote geht ihrerseits auf eine Passage aus Platons *Timaios* (21cd) zurück. Gemäß E. wird im Kontext dieser Passage im *Timaios* die Gattung des Enkomions evoziert, die mit Platons Dialogen in einen ‚generischen‘ Kontrast trete; Platon wolle damit, so E., insinuieren, dass die Lobrede durch eine „Therapie der Seele“ (S. 182) zu ersetzen sei. Auch dieser Beitrag ist mit dem eigentlichen Thema des Bandes eher nur lose verknüpft, wie der Autor in seiner Schlussfolgerung selber (implizit) konzediert (S. 185-186): „Platons Diskussion über den Zusammenhang von Philosophie und Geschichte ist im Kontext seiner Bemühungen zu sehen, seine Dialogkunst und ihre besonderen Merkmale zu erklären und in literarhistorischen Traditionen gleichsam historisch zu positionieren. Dabei kommen Aspekte der Kontinuität und der Diskontinuität zur Sprache; Platon lässt uns an einem Transformationsprozess – hier mit Blick auf enkomiastische Elemente – teilhaben. Offensichtlich schreibt Platon keine Literaturgeschichte.“

Der nächste Aufsatz befasst sich mit der LGS in der griechischen Kaiserzeit: **Lawrence Kim (K.), „Literary History in Imperial Greece. Dionysius’ *On Ancient Orators*, Plutarch’s *On the Oracles of the Pythia*, Philostratus’ *Lives of the Sophists*“** (S. 212-247). Ausgewählte Passagen aus diesen drei Texten werden dazu benutzt, um der Frage nachzuspüren, wie Autoren bzw. ‚Literaturkritiker‘ der griechischen Kaiserzeit ihre eigene Gegenwart im Verhältnis zur ‚klassischen‘ Gegenwart gesehen und verstanden haben. Streng genommen,

schreiben diese drei Autoren freilich keine Literatur-, sondern ‚nur‘ Rhetorikgeschichte. Doch dies ist, salopp gesagt, das Maximum dessen, was uns die griechische LGS der Kaiserzeit bietet (wie Kim [S. 213] zu Recht anmerkt, gibt es kein griechisches Pendant zu den umfassenden lateinischen Darstellungen eines Cicero [*Brutus*] oder eines Tacitus [*Dialogus de oratoribus*]). Sowohl bei Dionysios als auch bei Plutarch lässt sich ein dreigestuftes Modell finden: Dionysios sieht die eigene Zeit als ein ‚Revival‘ einer weit zurückliegenden ‚goldenen Ära‘ der Klassik; dazwischen liegt für ihn eine ‚degenerierte‘ Periode des Niedergangs, die es hinter sich zu lassen gilt. Plutarch dagegen verwendet zwar ebenfalls ein Drei-Stufen-Modell, sieht in der fernen Vergangenheit jedoch nicht die ‚gute alte Zeit‘; vielmehr ist die älteste Zeit diejenige, die zu überwinden ist. In einem dritten Teil diskutiert Kim schließlich jene berühmte Passage aus Philostrats *Sophistenviten*, auf welche der Begriff der Zweiten Sophistik zurückgeht und die von Gelehrten, die die ‚Existenz‘ der Zweiten Sophistik abzustreiten versuchen, gerne als (*non sequitur*-)Argument verwendet wird (s.o. meine Diskussion von Whitmarshs Beitrag). Allerdings steht diese Frage nicht im Zentrum von K.s Diskussion; vielmehr sucht der Autor hier zu zeigen, dass Plutarch auf das zuvor diskutierte Vorwort von Dionysios’ Περὶ τῶν ἀρχαίων ῥητόρων intertextuell Bezug nimmt, womit sich, so K., zeigen lasse, dass Plutarch seine Vorstellung von der Zweiten Sophistik – die er ja bekanntlich mit Aischines beginnen lässt, ehe er mehrere Jahrhunderte überspringt, um bei Niketas von Smyrna in der Gegenwart zu landen – noch stärker als bisher angenommen mit der Vergangenheit verknüpft („is no longer dismissed as ‘new’, but revered as ‘old’“, S. 244).

Ebenfalls in die Kaiserzeit geht **Richard Hunter** (H.) mit „**Autobiography as Literary History: Dio Chrysostom, *On exile***“ (S. 248-270). Dion von Prusa (= Dion Chrysostomos) konstruiert H. zufolge seine ‚Autobiographie‘ in seiner Exilrede (*or.* 13) – sowie punktuell auch in anderen Reden – unter systematischem Rückgriff auf klassische Autoren (und Autoritäten) wie Homer, Platon, Xenophon und Antisthenes. Mit anderen Worten: LGS dient hier dazu, die Biographie eines ‚Spätgeborenen‘ zu konstruieren; das Leben eines Redners der Kaiserzeit bildet den Brennpunkt dessen, was man in der Summe als eine Verkettung literaturgeschichtlicher Entwicklungspunkte bezeichnen könnte. Aufs Ganze betrachtet, gilt jedoch auch hier, *mutatis mutandis*, was schon an anderer Stelle gesagt werden musste, nämlich dass auch dieser Beitrag doch eher lose mit dem Thema des Bandes in Zusammenhang steht.

Zum Ende greift **Athanassios Vergados** (V.) mit „**Der Dichter als Leser und (Fehl-)interpret: Hesiod in den homerischen Scholien**“ (S. 271-297) einen Aspekt auf, der sich durch mehrere Jahrhunderte griechischer Literaturge-

schichte zieht: die Frage nach dem Verhältnis zwischen Homer und Hesiod. Für einmal steht jedoch nicht etwa das *Certamen Homeri et Hesiodi* im Fokus, sondern ein Blickwinkel, der seit der wegweisenden Arbeit von Nünlist (2009) in Mode gekommen ist, nämlich die literaturkritische Dimension der Homerscholien. Hat Nünlist in seiner Studie nach literaturtheoretischen (und insbesondere [anachronistisch gesagt] ‚narratologischen‘) Gesichtspunkten in den Homerscholien gesucht (und ist fündig geworden), so rückt V. deren literaturhistorische Dimension in den Vordergrund. Anders gesagt: War Nünlists Arbeit primär synchron ausgerichtet, so setzt V. einen dezidiert diachronen Schwerpunkt. Dabei betrachtet er drei gesonderte Bereiche: Erstens Passagen aus Hesiods Werken, die dazu verwendet werden, um Homer zu erklären, so etwa im Bereich der Realien wie auch des epischen Sprachgebrauchs; zweitens Scholien, welche die relative Chronologie zwischen den beiden Dichtern thematisieren (Homer gilt i.d.R. als der ältere, weshalb Hesiods Sprachgebrauch zuweilen als ‚innovativ‘ bezeichnet wird); und drittens Aussagen in gewissen Scholien, die dahingehend zu verstehen sind, dass sie Hesiod ein fehlerhaftes Homerverständnis unterstellen. Alle diese drei Bereiche insinuieren eine literaturgeschichtliche Entwicklung ‚von‘ Homer ‚hin zu‘ Hesiod; die Homerscholien zeigen also (zumindest implizit) ein Bewusstsein für LGS. Am Ende konkludiert V., dass „die Scholien nicht explizit für eine bestimmte literaturgeschichtliche Theorie plädieren“, dass aber „trotzdem literaturgeschichtliche und -wissenschaftliche Ansätze in ihnen nach[hallen]“ (S. 294). Dieser letzte Aufsatz ist m.E. ein äußerst gelungener und innovativer Beitrag und stellt somit einen schönen Abschluss dieses Bandes dar. Ich wage zu behaupten, dass die Homerscholien in diesem Bereich noch zahlreiche ungeborgene Schätze bieten.

Ein abschließendes Gesamturteil zu fällen, ist bei Sammelbänden kaum je möglich und sinnvoll; letztlich sind es die individuellen Einzelbeiträge, welche *in summa* die Gesamtqualität ausmachen. Die meisten Beiträge in diesem Buch sind solide, mit qualitativen ‚Ausschlägen‘ sowohl gegen oben als auch gegen unten; die thematische Breite macht den Band für einen weiten Leserkreis attraktiv. Störend ist m.E., dass eine ‚richtige‘ Einleitung fehlt sowie dass vereinzelte Aufsätze nur eher lose an die eigentliche Thematik angeknüpft sind. Formal gesehen, ist der Band einwandfrei redigiert und (soweit ich ersehen kann) frei von Druckversehen. Der Verkaufspreis von €109,95 ist dennoch happig.

Zitierte Literatur

- Clauss/Cuypers (2010) = James J. Clauss/Martine P. Cuypers (Hgg.), *A Companion to Hellenistic Literature*, Malden/Oxford/Victoria 2010.
- Bowie (1970) = Ewen L. Bowie, „Greeks and their Past in the Second Sophistic“, in: *Past & Present* 46, 1970, 3-41.

- Droysen (1836, 1843) = Johann Gustav Droysen, *Geschichte des Hellenismus*, 2 Bde., Hamburg 1836, 1843.
- Gutzwiller (2007) = Kathryn J. Gutzwiller, *A Guide to Hellenistic Literature*, Malden/Oxford/Victoria 2007.
- Holzberg (³2006) = Niklas Holzberg, *Einführung in den antiken Roman*, Darmstadt ³2006.
- Hose (1994) = Martin Hose, „Die römische Liebeselegie und die griechische Literatur (Überlegungen zu POxy 3723)“, in: *Philologus* 138, 1994, 67-82.
- (1999) = ders., *Kleine griechische Literaturgeschichte. Von Homer bis zum Ende der Antike*, München 1999.
- Nünlist (2009) = René Nünlist, *The Ancient Critic at Work. Terms and Concepts of Literary Criticism in Greek Scholia*, Cambridge 2009.
- Parry (1963) = Adam Parry, „The Two Voices of Virgil’s *Aeneid*“, in: *Arion* 2, 1963, 66-80.
- Whitmarsh (2004) = Tim Whitmarsh, *Ancient Greek Literature*, Cambridge.
- (2013) = ders., *Beyond the Second Sophistic. Adventures in Greek Postclassicism*, Berkeley/Los Angeles/London.
- Wieland (1774–1780) = Christoph Martin Wieland, *Geschichten der Abderiten*, Leipzig 1784–1780.

Prof. Dr. Silvio Bär
Universitetet i Oslo
Institutt for filosofi, idé- og kunsthistorie og klassiske språk
Georg Morgenstiernes hus, Blindernveien 31
NO-0313 Oslo
E-Mail: silvio.baer@ifikk.uio.no